



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mecken, H. L.: Das amerikanische Credo : (Fortsetzung aus Heft 4)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das amerikanische Credo

Von H. L. Mencken, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 4)

In Wahrheit gibt es auf der ganzen Welt kaum ein Land, in dem das Geld an sich weniger geschätzt wird, als in den Vereinigten Staaten. In noch höherem Maße als der russische Bolschewist betrachtet der amerikanische Demokrat Geld und Gut mit argwöhnischem Auge und eine allzu gierige Anhäufung mit mißfälligen Blicken. Nur hier, westlich der Dwina, sind reiche Leute an und für sich Lumpen und „ferae naturae“, sie haben keine Rechte, die irgend ein Verleumder zu achten verpflichtet wäre. Nur hier muß sich der Mensch, der ein Vermögen besitzt, automatisch zur Wehr setzen, nur hier steht er unter außergewöhnlich scharfen Inquisitionsgesetzen und hat die besondere Feindseligkeit von Seiten der Richter, der Anwälte und der Geschworenen zu gewärtigen. Für einen Engländer, der 100000000 Dollar im Vermögen hat, wäre es buchstäblich unmöglich, ein öffentliches Amt auszusuchen oder auf die ihm angetragenen Ehrenstellen zu verzichten. Für einen Amerikaner, der 100000000 Dollar im Vermögen hat, wäre es ebenso unmöglich, das eine oder das andere zu erreichen. Es ist nur allzu wahr, daß der Wohlstand der Amerikaner durchschnittlich größer ist, als in anderen Ländern. Der Grund und Boden erfordert weniger Arbeit und wirft mehr ab; die Industrie bringt mehr Geld ein; und der Amerikaner hat mehr Kleingeld in der Tasche als andere Staatsbürger. Aber es ist ein arger Irrtum, diesen größeren Reichtum für einen Beweis von Geldgier zu halten, denn die Amerikaner haben in der Tat eine offene Hand, geben viel mehr aus und berücksichtigen den Wert des Geldes sehr viel weniger als irgend ein anderes Volk.

Es wird häufig behauptet, daß eine normale französische Familie sehr gut eine ganze Woche von dem leben kann, was eine normale amerikanische Familie in derselben Zeit für Kinderlischen ausgibt. Der Amerikaner hat keine Ahnung von jener, in Frankreich allgemein üblichen Sitte, jeden Franken auf die hohe Kante zu legen, die Kosten jeder Extraausgabe mit einer fünfstelligen Zahl zu veranschlagen, jedes Restchen zu verwerten und mit dem Bankkontobuch unter dem Kopfstissen zu schlafen. Der Amerikaner gibt für alles, was in die Augen sticht, seine Dollars aus, gleichviel ob er den betreffenden Gegenstand braucht oder nicht, ja ohne Rücksicht darauf, ob er sich diese Ausgabe leisten kann oder nicht. Er wirft sozusagen sein Geld zum Fenster heraus; seine Augen sind stets auf der Suche nach einer passenden Gelegenheit, seine Münze an den Mann zu bringen.

Man bedenke zum Beispiel, wie überaus leicht man in Amerika auf den blödesten Reklameschwindel hereinfällt. Wenn der amerikanische Fabrikant einen Posten unverkäuflicher Waren hat, oder wenn es sich sonst zufällig trifft, daß der Bedarf weniger groß ist, als die von ihm fabrizierte Menge, so braucht er nicht, wie sein englischer oder deutscher Kollege nach ausländischen Abladeplätzen Umschau zu halten. Er verstaubt ganz einfach seinen Überschuß- oder Ausschuß in eine möglichst bunte, auffallende Packung, läßt sich einen Reklameagenten kommen, wird Mitglied eines soliden Reklameklubs, füllt die Tageszeitungen und Zeitschriften mit lägenhaften Annoncen und setzt sich gemächlich nieder, bis seine Landsleute sich an seinen Ladentisch drängen. Und er kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß sie sich einfinden werden; es kommt gar nicht darauf an, wie minderwertig die Ware ist, sie stürzen sich auf die Annoncen und scheinen keinen höheren Wunsch zu kennen, als ihr Geld loszuwerden. Su-

folge dieses fast krankhaften Eifers gibt das amerikanische Volk größere Summen für Reklamezwecke aus, als sämtliche anderen Völker zusammengerechnet. Es gibt kaum einen Artikel auf ihrem Wunschzettel, der nicht große Reklamespeisen zu tragen hat. In jedem Jahr verausgaben sie tatsächlich Millionen, um sich die alltäglichsten Bedarfsartikel, wie Zucker, Handtücher, Kragen, Bleistifte und Mehl verkaufen zu lassen. Tausende und aber Tausende von Künstlern, Schriftstellern, Druckern, Schildermalern und anderen solchen Schmarozern arbeiten für das Geschäft, das darin besteht, sie auf diese Weise zu pressen und ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ihre Städte sind mit einer Farbenskala bedeckt, die dem Auge wehrt und mit Blitzlicht-Reklamebildern gepflastert; die Landschaft wird durch ihre Schmierereien verhunzt; ihre Tageszeitungen und Zeitschriften sind nichts anderes als Reklameblätter; blöde Schlagworte und Denksprüche werden eronnen, um sie zu ködern. In einigen Städten werden sogar die Einwohner dafür besteuert, daß die Fabrikanten die berühmte Connecticutische Spezialität, — die Holz-Muskatnüsse — in der Zeitung annoncieren. Unzählige Schwindler machen sich ein Gewerbe aus der Reklame und manche verdienen dabei ein großes Vermögen. Wie alle anderen Menschen, die sich mit ihrer Schlaueit durchschlagen, halten sie sich für etwas ganz Besonderes. Jedes Jahr veranstalten sie große Versammlungen und langweilen einander mit gelehrten Abhandlungen über die Psychologie ihrer Opfer. Sie beurteilen sich gegenseitig als geniale Köpfe, und lassen ihr Konterfei für die Zeitungen photographieren, die sich bei ihnen einschmeicheln wollen. Sie brandmarken die Regierung, weil sie keine Staatsgelder für Reklamezwecke bewilligt und fordern die Senatoren der Vereinigten Staaten, die bekannten Chautauquas (Institute zur Verbreitung höherer Volksbildung) und die berühmten Operetten-Sterne auf, etwas für sie zu tun. Dafür müssen denn die armen Leute die Beche zahlen, und sie lassen sich das ganz ruhig gefallen.

Die einzigen, wirklich sparsamen Leute in Amerika, — haushälterisch wie der Franzose, der Schotte oder der Italiener, — sind wirklich nur die Einwanderer der allerletzten Periode. Deshalb heben sie die Eingeborenen überall aus dem Sattel, wo sie mit ihnen in Berührung kommen, wie z. B. in Neu-England oder in den mittleren Weststaaten. Sie erwerben allmählich die besten Ländereien, das beste Vieh, die besten Stallungen, — nicht weil sie das Geheimnis kennen, mehr Geld zu gewinnen, sondern weil sie die Energie haben, weniger auszugeben. Aber sobald sie sich vollkommen eingebürgert haben, fangen sie an, die nationale Verschwendung zu entfalten. Die alten Leute tragen im Hause gefertigte Kleider und bleiben auf ihrer Farm, die in Amerika geborenen Kinder bestellen sich ihre Kleidung durch die Post beim Maßschneider (mail order tailor), zeigen sich in den Chautauquas und erscheinen bei den großen calvinistischen und wesleyischen Feiern. Die alten Leute legen jeden Dollar, den sie ihrer widerstrebenden Umgebung abgerungen haben, in Grundbesitz oder auf der Bank an. Die Jungen legen ihr ererbtes Kapital in Phonographen, Ford-Automobilen, Papieren, in weißen Hemden, gelben Schuhen, Kutschuhren, lithographischen Bildern der modernen Maulhelden, in Petroleum-Aktien, Pianolas und Harold Bell Wright's, Cerald Stanley Lee's und D. Henry's Schriften an.

II.

Welcher Art sind denn nun aber die wesentlichen Eigenschaften, die in Wirklichkeit für den Amerikaner charakteristisch sind? Wenn er nicht der begehrteste Monopolbesitzer der Freiheit ist, für den er sich hält und auch nicht der edle Altruist und Idealist, wie er — mit der Hand auf dem Herzen — beteuert, wenn die Beredsamkeit ihn übermannt, — wenn er auch nicht der minderwertige Geldjäger der europäischen Fama ist, — ja, was ist er denn eigentlich?

In aller Bescheidenheit möchte ich versuchen, diese Frage zu beantworten, denn das Problem ist schwierig, und die Literatur bringt uns darüber nur wenig Aufklärung. Dennoch mache ich diesen Versuch in der — aus 20jähriger Beobachtung gewonnenen Überzeugung, daß meine Antwort im großen und ganzen die richtige ist.

Sie lautet in kurzen Worten: das, was den Amerikaner von allen anderen Menschen unterscheidet und nicht nur seiner täglichen Lebensform, sondern auch seiner innersten Gedankenwelt ein besonderes Gepräge verleiht, ist, was man aus Mangel an einer treffenderen Bezeichnung „sozialen Ehrgeiz“ nennen könnte; d. h. die Leidenschaft, die ihn vor allen beherrscht, besteht darin, mindestens eine oder zwei Stufen in dem Kreise emporzuklimmen, dessen Mitglied er ist, — die Leidenschaft, seine Stellung zu verbessern, irgend welche schemenhaften gesellschaftlichen Schranken niederzureißen und sich die Manieren der Leute anzueignen, die er trotz seiner betonten Gleichheitsideale für vornehmer hält und anerkennt.

Der Amerikaner ist ein Streber. — Sein Blick ist unentwegt auf eine Sprosse der Leiter gerichtet, die ein bißchen zu hoch für ihn ist, und sein ganzer stiller Ehrgeiz, seine ungeteilte, außergewöhnliche Energie gilt dem Verlangen, sich auf diese Stufe zu schwingen. Hier liegt die Erklärung für die seltsame Kastlosigkeit, die dem gebildeten Ausländer, — im Gegensatz zu den Eingewanderten — in Amerika stets auffällt, — sie besteht zur einen Hälfte aus Ehrgeiz und zur anderen Hälfte aus nervöser Ungebuld, mit einem Einschlag von Furcht und Schüchternheit.

Der Amerikaner brennt darauf, vorwärts zu kommen, und ist vollständig davon durchdrungen, daß seine Vorzüge ihn berechtigen, den Versuch zu wagen und erfolgreich zu bestehen. Aber eben deshalb hat er eine krankhafte Angst vor jeder Entgleisung, und aus dieser zweiten Tatsache ergeben sich, wie wir sehen werden, seine charakteristischsten Wesenszüge. Er ist ein Mensch, der zugleich an Größenwahn und an der Zwangsvorstellung von seiner Geringwertigkeit leidet, — er ist egoistisch und hilfsbereit, anmaßend und vorsichtig, schwachhaft und schüchtern. Er wird meistens falsch beurteilt, weil nur ein Teil seiner Art erkannt und der andere übersehen wird.

Man kennt tatsächlich nicht das, was man eine gesicherte Stellung nennt. Es gibt keinen Amerikaner, der nicht hoffen dürfte, eine oder zwei Stufen emporzusteigen, wenn er die notwendigen Mittel besitzt, es existiert überhaupt kein schweres, unüberwindliches Hindernis, das seinen Aufstieg hemmen könnte.

Aber es gibt auch keinen Amerikaner, der nicht dauernd um seine Stellung kämpfen muß, gleichviel welcher Art sie ist — kein gesellschaftlicher Schutzwall deckt ihn, wenn er strauchelt. Täglich kann man den Auf- und Abstieg einzelner Personen, ganzer Familien oder Gruppen beobachten. Unsere Städte wimmeln alle von Talmi-Aristokraten (die aber jedenfalls in den Augen ihrer Nachbarn als Aristokraten gelten), — deren Großväter oder Väter noch Tagelöhner gewesen sind. Und die Angestellten, die sie beschäften, die bei ihnen in Lohn und Brot stehen und sich ihrer plumpen Gönnerschaft erfreuen, sind nicht selten die Enkel der einstigen Grundherren. Die älteren europäischen Adelskreise sind, wie allgemein bekannt, — sehr viel unzugänglicher. Einem reich gewordenen Schweinefleisch-Konserven-Fabrikanten oder Schieber ist es, sogar heutzutage, ebenso unmöglich beim österreichischen Adel zu verkehren, als die Gemächer einer Königin zu betreten; er ist ohne Gnade boykottiert, und selbst seine Kinder werden noch in Acht und Bann getan. Und es ist ebenso undenkbar, daß ein Graf des alten heiligen römischen Reiches seine Stellung in der Gesellschaft verliert, als daß der Dalai-Lama seinen Nimbus einbüßt. Er mag innerhalb seiner Klasse vollkommen gestrandet sein, aber er kann sich weder von seinem Range

lösen, noch die besonderen Vorrechte einbüßen, die mit ihm verknüpft sind. Er bleibt immer der Graf und steht als solcher über dem großen Haufen.

Einst traf ich in einem Kaffeehaus in Madrid einen spanischen Marquis, der Celluloid-Manschetten trug, an Läusesucht litt und seit 16 Jahren dauernd betrunken war. Dennoch blieb er der vornehme Herr Marquis, und alle Spanier, die sich keiner so hohen Herkunft rühmen konnten, — selbst die Sozialisten, — beneideten ihn und bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Niemand hätte es gewagt, ihm einen Schlag auf die Rehrseite zu versetzen. Da er wußte, daß er innerhalb seiner alten Kreise ebenso gesichert war, wie ein Hund bei seinen Stammesgenossen, hielt er es nicht für nötig, die äußeren Formen zu wahren. Aber er wußte ebenso gut, daß ihm die Grenzen gezogen waren, und daß es ganz undenkbar wäre, höher hinaus zu wollen. Er war spanischer Grande, — das besagte alles, — über ihm leuchtete das Königtum und die Hierarchie der Heiligen und sowohl das Königtum wie die Hierarchie der Heiligen stand so weit über ihm, wie der Grande über dem dienstbeflissenen, wohlerzogenen Oberkellner, der ihn mit Eiswasser kühlte, wenn er an Säuferswahn sinn litt.

Der Amerikaner hatte niemals so sicheren Boden unter den Füßen. Immer sieht er etwas dicht vor sich, das ihn lockt und plagt, stets folgt ihm etwas auf den Fersen, das ihn bedroht und in Schweiß bringt. Und hat er das erreicht, was als Sicherheit erscheinen mag, so ist diese vermeintliche Sicherheit sehr wackelig.

Wenn der englische Seifensieder, Bierbrauer, Winkeladvokat oder Börsenspekulant erst einmal im Oberhause sitzt, ist er leidlich geborgen und auch für seine Kinder ist ausgesorgt. Die Pairswürde bedingt zugleich eine gewisse Stellung, und die ist so dauerhaft, wie etwas auf dieser Welt eben sein kann. Aber in Amerika gibt es keinen solchen sicheren Post, das Schiff bleibt unentwegt auf hoher See. Geld schwindet, amtliche Würde gerät in Vergessenheit, und die gesellschaftlichen Schranken sind ebenso brüchig, wie eine vernachlässigte Hecke. Vanderbilts Großvater war ein ungebildeter Emporkömmling, und der letzte Washington ist Subalternbeamter an der Kongressbibliothek.

Diese unausgesetzte Möglichkeit, emporzukommen, diese stete Gefahr, umzukippen, gibt dem Wandelbild, das man die amerikanische feine Welt nennt, eine so zerrissene, bunte Uneinheitlichkeit. Das Hauptmerkmal dieser Kreise besteht in ihrer unverfrorenen Anmaßung, das fast unanständige Zurschauftragen ihrer Wichtigkeit und der wesentlichen Vorrechte und Voraussetzungen, auf denen diese Wichtigkeit ruht. Sie sind nur deshalb anmaßend, weil sie mit ihrem Selbstbewußtsein stehen und fallen. Die organische Zusammensetzung dieser Gesellschaft besteht aus einem Stamm von Leuten, die mühevoll ans Ziel gelangt sind und aus einem buntgemischten Schwarm von Menschen, die alle Kraft aufbieten, um vorwärts zu kommen. Dieser Kraftaufwand muß gegen eine starke Übermacht aufgeboten werden. Die, welche bereits oben sind, bemühen sich eifrig, die Konkurrenz der Neulinge zu unterdrücken. Auf ihrer „Ausschließlichkeit“ — wie man das nennt, beruht ihr ganzer sozialer Vorrang. So muß der Kandidat „aus der Tiefe“ eine Unmenge Nackenschläge und Demütigungen über sich ergehen lassen, ehe er endlich landet. Er muß zeitweise seine Selbstachtung opfern, damit er hoffen darf, künftig die Selbstachtung anderer Streber niederzutreten. Infolgedessen ist die ganze Organisation auf Furcht und Erniedrigung aufgebaut, und jede Einrichtung, die dem Einzelnen Schutz dagegen zu bieten verspricht, wird mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen. Deshalb hat die elegante Welt für die Intelligenz keine Stätte. Innerhalb ihres Geheges ist ein origineller Gedanke gefährlich, sie treibt das Schablonenwesen in der Kleidung, in den gesellschaftlichen Formen, in den politischen, ja sogar in den religiösen Vorschriften auf die Spitze. In den amerikanischen

Städten muß ein eleganter Herr oder eine Dame der Gesellschaft nicht nur das Dekorum beobachten, das bei allen gesitteten Leuten üblich ist. Sie müssen sich außerdem für einen ganz bestimmten Sport, für ganz bestimmte Theateraufführungen und für ganz bestimmte Opernsänger interessieren. Sie müssen die vorschriftsmäßige Leichtgläubigkeit und Mißbilligung in politischen Dingen bekunden und einen gewissen Zusammenhang mit der „standesgemäßen“ Kirche aufrecht erhalten. Das muß in getreuer Nachäffung der englischen Sitten, — die in Amerika allgemein an der Tagesordnung ist, — fast immer die sogenannte „Protestant Episcopal Church“ sein, — eine Art Filiale der anglikanischen Kirche, deren Geistlichkeit die Geste der englischen Priester fast ebenso gut nachahmt, wie kleine Buben die Bewegungen berühmter (base-)Ball-Spieler.

Jede moderne „Protestant-Episcopal“-Kongregation ist mit ehemaligen Baptisten und Methodisten überfüllt, die den Calvinismus, die ganze Immersions-taufe und die Lobgesänge beim Aufstieg auf der sozialen Leiter abgeschüttelt haben. Derselbe Beweggrund veranlaßt die Juden, immer, wenn die Hoffnung sie umgaukelt, in die Bitabelle der Christenheit Einlaß zu finden (was z. B. während des Krieges der Fall war, als der Patriotismus das gewohnte Tabu vorübergehend ausschaltete), sich zur „Christian Science“ zu bekennen. Die betrachten sie als ein Mittel Ding, das sozusagen einen mehr ärztlichen als christlichen Anstrich hat und deshalb gegen die gewohnte Spöttelei gefeit ist. Und diese Ursache unterscheidet sich nicht wesentlich von jener Triebfeder, die zu der vielerörterten Titelsucht führt. Jeder Titel, und wenn er auch noch so armselig ist, hat insbesondere in Amerika einen wirklichen sozialen Wert; er verkörpert einen status, der sich nicht durch das Emporkommen der Konkurrenz, durch persönlichen, freiwilligen Verzicht oder durch den Zufall allein über Nacht ändern kann. Er ist eine Versicherungspolize gegen Gefahren, die man auf keine andere Weise ebenso wirksam bekämpfen kann.

Fräulein G. — die Tochter eines ungeheuer reichen Lumpen — wird vielleicht in jedem Hause empfangen, aber sich niemals sicher fühlen. Ihr Vater kann plötzlich sein Vermögen verlieren, durch einen Zeitungsfandal ins Gefängnis gebracht werden, oder eine Dirne heiraten, auf diese Weise einen gesellschaftlichen Selbstmord begehen und seine Tochter unmöglich machen. Es ist auch denkbar, daß sie selbst den Intrigen einer überlegenen Rivalin zum Opfer fällt, sich durch irgend eine verbotene Perwersität etwas vergibt, oder aus einem anderen Grunde in Acht und Bann getan wird. Ist sie aber erst einmal Herzogin, so kann ihr nichts mehr passieren. Keine Katastrophe — mit Ausnahme der Ehescheidung, — vermag ihr ihre Krone zu nehmen, und selbst die Trennung der Ehe wird den Stempel des Adels auf ihrer Stirn zurücklassen. Und als allerwertvollste Gabe steht ihr nun die Freiheit zu, ihr eigenes Leben zu leben, was in Amerika zu den großen Seltenheiten gehört. Sie darf sich nun wie „Mother Hubbard“ kleiden, wenn es ihr beliebt, sie darf Mitglied der „Seventh Adventist-Sekte“ werden (Sekte in den Vereinigten Staaten, die den Sabbath heiligt), oder sich für die Bolschewisten erklären. Sie darf eigenhändig ihre Leibwäsche waschen und sich das Haar kurz schneiden lassen, — immer bleibt sie die Herzogin und als solche der gaffenden Schar überlegen, die politisch mit ihr auf einer Stufe steht.

Dieses soziale Strebertum nimmt natürlich in den höheren und genußsüchtigeren Sphären eine viel leidenschaftlichere und albernere Form an, aber es ist in den tieferen Schichten fast ebenso ernst gemeint. Selbst der unbedeutendste Amerikaner schmiedet im tiefsten Innern seinen, — wenn auch noch so bescheidenen Plan, um emporzukommen. Trachtet er auch nicht danach, zur sogenannten „feinen Welt“ zu gehören, so will er es doch wenigstens auch zu etwas bringen, — wenn auch in einer weniger üppigen Form. Es gibt in diesem Lande der ungezählten Vereine keine soziale Organisation, die nicht stets ihre wohlgefüllte Kandidatenliste in Bereitschaft hat. Diese Kandidaten warten voller Ungeduld auf die

Aufnahme, haben aber noch nicht hinlänglich bewiesen, daß sie dieser Ehre würdig sind. Selbst in den untersten Regionen fehlt es nicht an diesem sozialen Stachel=draht. Auch die kümmerlichen Bruderschaften, die dauernd hausieren gehen, um Mitglieder zu gewinnen und scheinbar jeden aufnehmen, der nicht gerade ein Verbrecher begangen hat, sind auf ihre eigene, wunderliche Art wählerisch. Sicherlich gibt es in dem stolzen, freien Amerika Hunderttausende, — die Erben Washingtons und Jeffersons, — deren Freiheit von einem unermesslichen Geschützpark geschirmt ist, — und die sich doch insgeheim grämen, weil ihnen die Freimaurerlogen (Masons, Odd Fellows, Knights of Pythias) verschlossen sind.

In bezug auf die Weiblichkeit ist diese Sache so unverkennbar, daß sie keines weiteren Kommentars bedarf. Die patriotischen Frauenvereine sind insgesamt Organisationen zur Erneuerung verloren gegangener Sonderrechte. Die Plutokratie hat das alte wohlhabende und gebildete Bürgertum (gentry) aus der wirklich führenden Stellung in der Gesellschaft verdrängt. Dieser Stand bietet uns in der Tat ein typisches Beispiel für die Unsicherheit der sozialen Rangordnung in Amerika, aber wenigstens verbleibt diesen Kreisen die Möglichkeit, eine Würde zu unterstreichen, deren die Geldaristokraten sich nicht rühmen und die sie sich auch nicht kaufen können. So tröstet sich die Frau des Grasschaftsrichters in Smithville oder die Tochter des Methodistepastors in Janestown — weil sie auf eine Loge in der Oper verzichten muß, — in dem Gedanken (der dauernd durch die Schleife im Knopfloch und die Rundgebungen ihres Vereins bekräftigt wird), — daß sie einen vornehmeren, oder auf alle Fälle einen ehrbareren Großvater ihr eigen nennt, als die Familie Astor, Vanderbilt und Gould.

(Fortsetzung folgt)

W. Köhlers Intelligenzprüfungen an Menschenaffen

Von Prof. Dr. K. Groos-Tübingen

Die Leistungen der experimentellen Psychologie werden in dem Lande, das sie geschaffen hat, manchmal recht abfällig beurteilt. Die hierin zum Ausdruck kommende Enttäuschung muß auf ungenügender Kenntnis der neueren Entwicklung des Faches beruhen. So kann es z. B. nicht bestritten werden, daß sich für die Tierpsychologie ganz neue Ausichten eröffnet haben, seit man das Verhalten der Tiere in wachsendem Maße unter den Bedingungen des wissenschaftlichen Experimentes beobachtet. Es sind besonders amerikanische Forscher gewesen, die zuerst diesen Weg beschritten. Hier soll über die „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden“ berichtet werden, die ein Deutscher, W. Köhler, 1914 in Teneriffa ausgeführt und 1917 in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (physikalisch-mathematische Klasse) veröffentlicht hat.

Die Tiere, deren Intelligenz geprüft werden sollte, waren Schimpansen im jugendlichen Alter (3 bis 7 Jahre), wozu ein erwachsenes Weibchen von der Tschego-Abart (11 bis 12 Jahre) kam. Angesichts der zum Teil überraschenden intellektuellen Leistungen, die durch Köhlers Versuche festgestellt wurden, verdient es Beachtung, daß sich dieser Forscher trotzdem den berühmten „rechnenden“ Pferden und Hunden gegenüber ablehnend verhält. „Man sieht sich heutzutage gezwungen“, sagt er (S. 161, Anm.), „in einer ernsthaften Schrift festzustellen, daß die Schimpansen bisher z. B. keinerlei Hinneigung oder Begabung für das Studium von vierten Wurzeln oder von elliptischen Funktionen zeigen.“